

Berufsbildungszentrum des Kantons Schaffhausen
50 Jahre Hauptgebäude an der Hintersteig

© 2014 Berufsbildungszentrum des Kantons Schaffhausen

Gestaltung: Frank Seiler, Merishausen

Druck: Kuhn-Druck AG, Neuhausen am Rheinflall

Einband: Grollimund AG, Reinach





Christian Wäckerlin

Das Gewerbeschulhaus der Architekten Bächtold und Baumgartner hinter dem Bahnhof Schaffhausen

Vor einigen Jahren hatte ich das Glück, mit einem Sportflugzeug die Altstadt Schaffhausens zu überfliegen. Dabei fiel mir unübersehbar das imposante Volumen des BBZ Schulgebäudes hinter dem Bahnhof auf. Seit damals beabsichtigte ich, den Autor dieses Gebäudes bald einmal darauf anzusprechen. Das 50-jährige Jubiläum bot mir nun die Gelegenheit, die damalige städtische Gewerbeschule aus heutiger Sicht zu würdigen und ihren Autor dazu zu befragen.

Am 14. März 2014 besuchte ich, zusammen mit dem Schaffhauser Architekten Hans Peter Oechsli, in Rorschach den 86-jährigen Rolf Bächtold für ein Gespräch über eines seiner wichtigsten Projekte: die Gewerbeschule Schaffhausen. Gemeinsam mit seinem Studienkollegen Arthur Baumgartner wurde ihm 1958 im damaligen Wettbewerb der erste Preis zugesprochen. Noch vor dem Baubeginn 1960 eröffneten die beiden jungen Architekten in Rorschach und zur gleichen Zeit in Schaffhausen ein Büro und stellten Mitarbeiter ein. In diesem Zusammenhang bekamen auch die zwei Schaffhauser Rolf Meier und Hans Peter Oechsli ihre Lehrverträge als Hochbauzeichner und arbeiteten hauptsächlich an den Plänen für das neue Schulhaus.

Später lernten sich Bächtold und Oechsli, der eben erst ausgebildet von seinem Architektur-Studium an der Akademie in Düsseldorf zurückkehrte – den gleichen Studienort wählte seinerzeit auch Rolf Bächtold – vertieft durch den Architekturdiskurs im BSA, dem Bund Schweizer Architekten Sektion St. Gallen, als engagierte Berufsleute kennen.

Die gegenseitige Freude über dieses Treffen war gross. Mir fiel auf, wie detailreich sich Rolf Bächtold noch an die damalige Zeit erinnern konnte. Die Architekturaufgabe, die Aspekte der Funktion, der Konstruktion und daraus der Form des Schulgebäudes (form follows function),

hatte er stark verinnerlicht, und die ausführlichen Antworten auf meine Fragen weckten unsere eigenen Erinnerungen. Bei Bächtold selbst, die Rolle als Architekt und Chef seines Büros. Bei Oechslis, die seiner ausführlichen, detailreichen Planungsarbeiten während der Lehrzeit, und zuletzt auch bei mir selbst, diejenige meiner Schulzeit, im damals bereits 10-jährigen Gewerbeschulhaus während meiner Hochbauzeichnerlehre.

Die heutige Reflexion und Würdigung des Schulgebäudes und daraus auch meine Fragen an Rolf Bächtold sind natürlich geprägt aus der Tatsache, dass wir uns selbst, der Ort, das Gebäude und auch der Stadtrand hinter dem Bahnhof extrem verändert haben. Das Reflektieren erfolgt deshalb im Vergleich der Erkenntnisse aus dem, was war, was ist, aber auch aus der Vorstellung darüber, was künftig sein könnte. Diese dialogische Denkarbeit aus dem Gespräch über Architektur, verknüpft mit dem «Zappen» durch die Zeitfenster, ist eine sehr empfehlenswerte und gewinnende Art, sich über die permanente Veränderung unseres Lebensraums Zugang zu verschaffen. Die Frage, ob das Gewerbeschulhaus gute Architektur sei, beantwortet sich durch diese Vorgehensweise wie von selbst.



Unübersehbar das imposante Volumen des Schulgebäudes hinter dem Bahnhof; bis 2009 durch die unbebaute «Bleiche» freigestellt.

Wir waren ja damals vor allem Funktionalisten!

Das Interview mit Rolf Bächtold, Architekt BSA, Rorschach

Christian Wäckerlin: Rolf Bächtold, können Sie sich noch erinnern, wie es damals war, als Sie zusammen mit Arthur Baumgartner als frisch ausgebildete junge Architekten in die Schweiz zurückkehrten?

Rolf Bächtold: Wir suchten Arbeit bei guten Architekten, beabsichtigten aber bereits, später einmal gemeinsam zu arbeiten. Ich zeichnete den Wettbewerb für die Schaffhauser Gewerbeschule in den Ferien während meiner Anstellung in Rom. Dann kam dieser erste Preis und gleichzeitig noch ein anderer Auftrag, womit für uns die Entscheidung dann klar wurde. Die Verpflichtung durch die Stadt Schaffhausen an uns, an Ort und Stelle auch ein Büro zu eröffnen, war damals absolut verständlich. So spielte es sich ein, dass wir übers Wochenende jeweils die gemeinsamen Arbeiten in Rorschach besprachen, und ich während der Woche nach Schaffhausen pendelte. Unser Büro befand sich in einer Abbruchliegenschaft neben der damaligen Milchzentrale an der Bachstrasse.

Wenn ich mich gedanklich der Gewerbeschule von aussen nach innen mittels einigen Fragen nähere, dann fällt mir auf dem Luftbild die freigestellte Schulanlage mit dem voluminösen Hauptbau am nordwestlichen Stadtrand an der Hintersteig auf.

Das Mühlental mit seinen grossmassstäblichen Industriebauten lag natürlich in unmittelbarer Nähe und schuf so einen gewissen formalen Bezug.

... speziell fiel einem natürlich auch die damals noch unbebaute «Bleiche» auf, die das grosse Schulhaus zum kleingliedrigen Gefüge der Altstadt noch zusätzlich freistellte. Aber auch im Kontext der kleineren Punktbauten und Grünflächen im Gebiet der Hintersteig und des Tannerbergs erhält Ihre Architektur eine grosse städtebauliche Bedeutung. Wie gingen Sie beim Entwurf für diesen Ort mit dem umfangreichen Raumprogramm um?

In meiner Überlegung wollte ich damals den Hauptbau deutlich von der kleinmassstäblich bebauten Hintersteig bis zum Hang oberhalb des Mühlentals abrücken und habe das eher niedrige Haus für den Abwart dazwischen gesetzt sowie einen Übergang mit der Eingangsebene geschaffen. Zudem war im Wettbewerb noch unklar, ob das unterhalb dem Grundstück stehende alte Spitalgebäude wirklich abgerissen würde, und an dessen Stelle ein Park entstehen sollte. Wir planten unterhalb des Pausenplatzes den zweigeschossigen Trakt und entwickelten damit zu dieser angenommenen, künftig eher offenen Seite, eine Verbindung.

Wie schätzen Sie aus heutiger Sicht Ihr damaliges Konzept und diese sorgfältige «Geste» mit dem Platzsockel und der Haupttreppe ein? Mit der heute extrem dichten und hohen Überbauung «Urbahn» hat sich die Nachbarschaft in seiner Wirkung ja extrem gegensätzlich verändert. ... ja wie hoch sind denn diese neuen Gebäude?

... das Schulhaus sieht man vom Bahnhof her hinter den bis zu siebengeschossigen Kuben der «Bleiche» nicht mehr, obwohl es die Neubauten noch immer leicht überragt. Vom obersten Geschoss des Schulhauses sieht man aber wie früher über die neuen Dächer und die Altstadt bis hin zum Munot. Der Eingang zum Mühltal beginnt heute in einer trichterförmigen Häuserschlucht bei der Spitalstrasse. Gab es zum Zeitpunkt der Baueingabe eigentlich Einsparungen, was aus heutiger Sicht und in Kenntnis derart grosser Bauvolumen ja geradezu vorprogrammiert wäre?

Nein, durch das erwähnte Zurücksetzen des Hauptgebäudes an die Kante des Mühltals gab es keine Gründe für eine Opposition. Zudem hatte man damals noch keine Bedenken, dass man mit einem «zu massiven» Baukörper anstossen würde, weil wir davon ausgehen konnten, dass man bei der Gewerbeschule – einem öffentlichen Bau – einen gewissen Akzent setzen durfte, was vielleicht heute schon nicht mehr so selbstverständlich vorausgesetzt werden kann.

Bei den Aussenansichten interessiert mich auch die Fassade gegen das Wäldchen Richtung Mühltal. Mir kommen dabei stets die Fassaden von Le Corbusiers Kloster La Tourette in den Sinn, weil sich auch dort die Fassade über das Erdgeschoss hinab zu den Sockelgeschossen nicht in einem regelmässigen Raster äussert. Spielten bei Ihrer Entwurfsarbeit solche Referenzen eine Rolle?

Diesen Vergleich habe ich so nie realisiert, obwohl uns Le Corbusier natürlich ein Begriff war. Für mich war immer klar, dass sich eine Fassade – so auch diese – durch die innere Nutzung bestimmt nach aussen hin ergibt. Zudem ist diese in der Wahrnehmung des Schulhauses sekundär und bildet gegen das Wäldchen eine Art Rücken. Trotzdem war es nicht die Idee, daraus etwas Spezielles zu machen, da die Ausbildung rundum der gleichen Architektur entsprechen sollte.

Sie erwähnen die Ablesbarkeit einer inneren Nutzung an den Fassaden. Das ist auch heute noch möglich, obwohl die Fassaden später saniert wurden...

... dafür habe ich volles Verständnis gehabt, da die Fassade von Anfang an ein Problem war. Ursprünglich wollte ich eine Sichtbetonfassade planen. Der Ingenieur verlangte aber entweder sichtbare Trennfugen in den Betonflächen oder eine Aussenisolation. Wir entschlossen uns daher für eine Aussenisolation mit Mosaikverkleidung. Dieses System wurde zu jener Zeit vor allem in Italien angewendet. Doch die Toleranzen der Fassadenkräfte erwiesen sich später



Für den «Funktionalisten» Rolf Bächtold war immer klar, dass sich eine Fassade, durch die inneren Nutzung bestimmt, nach aussen ergibt.

witterungsbedingt als zu problematisch und verlangten nach einem grossen Unterhalt. Die sich abzeichnende Sanierung bot dann auch die Gelegenheit für eine verbesserte Wärmedämmung, die naheliegender mit einer Plattenverkleidung ausgeführt wurde ... ich wäre vermutlich auch auf diesen Vorschlag gekommen, wenn die Probleme damals schon bekannt gewesen wären.

Ihre ursprüngliche Absicht zu einer Betonfassade überrascht mich jetzt schon etwas! Da der Kubus des Gebäudes durch die Mosaikfassade – je nach Lichteinfall – viel leichter wirkte und sich perlmuttartig schimmernd, optisch manchmal geradezu auflöste. Ihre Aussage erstaunt mich auch deshalb, weil viele Architekten sich heute noch positiv an dieses starke Erscheinungsbild des Schulhauses erinnern. Zudem hat kürzlich ein Architekturbüro in seiner Studie zur aktuell anstehenden Fassadensanierung erneut eine Mosaikfassade vorgeschlagen.

O! Nein, obwohl ich diesen besonderen Reiz des Mosaiks sehe, war es eigentlich eine Notlösung. Ich hätte wirklich am liebsten eine Sichtbetonfassade gebaut.

Wir nähern uns gedanklich über die grosse Kaskadentreppe und den offen gestalteten Pausenplatz dem zur Hauptfassade zurückspringenden Eingang. Man tritt über das transparente Erdgeschoss in die Eingangshalle und steht im eindrucklichen Innenhof mit Haupttreppe und Geschoss-galerien, auf denen sich Schüler und Lehrer begegnen können. Wie haben Sie die Bauherrschaft von diesem ästhetisch und sozial wertvollen, aber nicht direkt nutzbaren, leeren Raum überzeugt?

Der Innenhof war natürlich ganz klar die Hauptidee am Ganzen. Heute würde man sicher die energetische Seite ganz anders bewerten als damals. Aber wir haben bereits im Wettbewerb argumentiert, dass leeres Volumen nichts kostet, ein geschenkter Raum ist, und man den Vergleich mit dem Kubik-Inhalt vorsichtig werten soll, weil das riesige, zusätzliche Volumen dieser öffentlichen Zone nur sehr schwach beheizt werden muss. Die Idee solcher zentralen, offenen Hallen wurde ja dann später sehr häufig, beispielsweise auch in Bürobauten angewendet.

In Ihrem Bau und in der damaligen planerischen Aufgabe «Gewerbeschulhaus» faszinierte mich immer auch die berufsspezifische Umsetzung in den Klassenzimmern. Heute ist die Anzahl der Spezialistenräume für einzelne Berufe im Vergleich zu den allgemein nutzbaren Räumen kleiner geworden. In den heutigen Klassenzimmern spiegelt sich der vermittelte Beruf nicht mehr so offensichtlich. Wenn ich mich an die Räume der damaligen kunstgewerblichen Berufe im vierten Obergeschoss erinnere, die – mit Shed-Dach und fix eingebauter Frontmöbilierung wie Lehm- und Wassertröge als massgeschneiderte Werkstätte gebaut wurden – benötigten solche Wünsche sicher einen entsprechend grossen Planungsaufwand.



Die normalen Unterrichtsräume haben grosse Fenster, hingegen werden bei den Spezial- und Nebenräumen der feine Fenster-raster und auch teilweise die innere Einrichtung einer Hörsaal-Abtreppe nach aussen gezeigt.

Den meisten Unterrichtszimmern wurden – soweit möglich – ein Demonstrationsraum zugeordnet, und dies bot uns die Möglichkeit, aus diesen räumlich unterschiedlichen inneren Dimensionen das äussere Fassadenspiel zu entwickeln. Die normalen Unterrichtsräume hatten grosse Fenster, dagegen bei den Spezial- und Nebenräumen der feine Fensterraster und auch teilweise die innere Einrichtung einer Hörsaal-Abtreppe nach aussen gezeigt wurde. Dies ermöglichte uns eine gewisse Belebung der Fassaden, die nicht willkürlich, sondern von innen heraus begründet war. Wir waren ja damals – von der Ausbildung geprägt – primär Funktionalisten. Natürlich haben wir jede Aufgabe vor allem am Ort begründet angepackt. Aber danach sind wir sofort auf die Funktion und das Betriebliche losgegangen, haben darauf geachtet, wie man diese Aspekte vernünftig ordnen konnte und erst danach, was man daraus gestalterisch machen könnte. Im Gegensatz dazu lässt sich ein heutiger Architekt vielmehr von einer fertigen Form oder einer Vision leiten, wie der Bau aussehen soll, in den er die Funktion verpacken kann.



Vom vierten Obergeschoss des Schulhauses blickt man gegen Osten über die noch freie «Bleiche», zur Altstadt und zum Munot.

Die Mensa war in den vergangenen Jahren nebst der Aula bestimmt der Bereich, der sich – mit dem Erweiterungsbau und der neuen Küche – betrieblich am stärksten verändert hat. Wie lauteten die Vorgaben für die Mensa der damaligen Baukommission?

In der relativ kleinen Baukommission waren – wenn ich mich recht erinnere – der damalige Vorsteher Kummer, der Stadtbaumeister und sonst ausschliesslich Politiker. Im Programm waren die Anforderungen für den Erfrischungsraum sehr bescheiden formuliert. Vorgesehen war lediglich ein Office für den Pausenbetrieb, und es bestand nicht die Absicht, Mittagessen anzubieten. Wir lösten die Situation mit der Idee, den Pausenraum durch breite Schiebetüren und mit einer Bestuhlung im Freien, auf den Pausenplatz hinausspielen zu lassen.

Im Kontext des Pausenplatzes hat auch heute «Kunst am Bau» einen grossen Stellenwert. Wie kam es, dass zwei Künstler Aufträge im damals städtischen Gewerbeschulhaus umsetzen konnten?

«Kunst am Bau» war uns stets ein Hauptanliegen. Bei fast jedem öffentlichen Bau konnten wir die Bauherrschaft von einer «Kunst am Bau»-Lösung überzeugen und bei grösseren Bauten auch über einen Wettbewerb hervorragende Werke umsetzen. Beim Wettbewerb in Schaffhausen hatten wir das Glück, dass der Bildhauer Erwin Rehmann zuerst nur die Aussenskulptur vorschlug, diese aber dann in Folge des ersten Preises noch mit der Schildfigur für den vierten Stock ergänzte. Dank dem Budget war man in der Lage, sowohl Skulpturen als auch Malerei – das farbige Wandbild von Hans Bächtold für den Erfrischungsraum – ausführen zu lassen.

Ich möchte nochmals auf die Veränderungen Ihres Bauwerks zurückkommen. Ihr Schulhaus wurde durch andere Architekten immer wieder umgebaut, erweitert und auch mit einem zusätzlichen Bau ergänzt. Wie gehen Sie als Architekt mit der Tatsache um, dass Sie ein Gebäude konzipieren konnten, das sich später starken Veränderungen stellen musste?

Damit muss man leben, wenn man länger arbeitet. Aber zuerst muss ich erwähnen, dass die Schaffhauser diesbezüglich sehr anständig waren, und man bei einer Erweiterung für die Jury beigezogen und als Autor des Anliegens auch ernst genommen wurde. Da gibt es katastrophale Gegensätze im Kanton St. Gallen, wo ehemalige Gebäude nach einem Wettbewerbsentscheid radikal abgebrochen wurden, obwohl es geeignete Projekte gab, die auf das Bestehende Rücksicht genommen hätten. Nochmals – damit muss man vermutlich heute einfach leben, aber wenn der ursprüngliche Architekt noch ansprechbar ist, sollte man ihn bei einer beabsichtigten Veränderung des Gebäudes zumindest beiziehen, obwohl es dann nicht leicht fällt, alles zu akzeptieren. Bei der wesentlichen Veränderung der Aula haben die Schaffhauser uns zugezogen. Die Aula war zudem für uns schon bei der Planung eine problematische Angelegenheit. Wir bewältigten die schwierige Aufgabe mit zwei übereinander angeordneten Hörsälen. Dadurch bekam die Aula in der Front die grosszügige Zwei-Geschossigkeit. Im relativ kurzen Raum äusserten sich aber die geforderten Anzahl Stuhlreihen – die wir über die normale Geschosshöhe abwickelten – ungünstig in einer sehr steilen Anordnung. Das darunterliegende Physikzimmer war dadurch etwas gedrungen. In diesem schwierigen Ansatz überzeugte uns damals zumindest die lustige Idee der zwei übereinanderliegenden Hörsäle. Deshalb habe ich später – als man zusätzliche neue Bedürfnisse unterbringen wollte – schon verstanden, dass an dieser Stelle grössere Eingriffe nötig wurden, obwohl das einem dann auch weh tut.

Bei der Planung von Schulhausräumen gibt es als Zielpublikum ja immer zwei Nutzer. Die angenehme Rolle des Schülers, in der ich mich damals in der steilen Aula, über die unteren Mitschülern blickend, immer sehr geborgen gefühlt habe. Umgekehrt die Rolle des Lehrers, in der ich beim Unterrichten, den Blick nach oben richtend, jeweils schnell Nackenschmerzen bekam. Die heutige Situation verbessert deshalb die damals, knapp taugliche Situation, deutlich. Die architektonische Qualität dieses heute 50-jährigen Schulhauses ist trotz einiger Veränderungen im Wesentlichen aber immer noch erfahrbar. Ebenso erging es mir im Gespräch mit Ihnen, Rolf Bächtold. Es war für mich erstaunlich, wie nahe Ihnen all diese Details heute noch stehen, und wie Sie vielem, was heute sogenannten modern ist, äusserst aufgeschlossen begegnen ... bewundernswert! Vielen Dank für das Gespräch, ich hoffe und freue mich sehr, im Rahmen des Festakts, auf Ihr Frühwerk, das 50-jährige Gewerbeschulhaus Schaffhausen, mit Ihnen anstossen zu dürfen.



Der Innenhof mit der Haupt-Treppenanlage.